

Großmütter an der Front Wencke Bugl/Ariane von Dewitz 4.5.07

Der Tag hatte ruhig begonnen. Seit 8 Uhr stehen Yael Peled, 64, und Rachel Arbel, 63, schon am Grenzübergang. Der Notizblock der beiden israelischen Frauen ist noch gänzlich unbeschrieben. Kein Palästinenser musste lange warten. Die Soldaten verhielten sich bisher korrekt.

„Machsom Watch – Women for Human Rights“ steht in Arabisch und Hebräisch auf den Ansteckern der beiden Frauen. Eine Menschenrechtsorganisation, für die Yael und Rachel schon seit fünf Jahren Checkpoints im Westjordanland überwachen. Einmal die Woche, mehrere Stunden. Abends stellen sie ihre Berichte über den Grenz-Alltag ins Internet. Wie lange mussten Palästinenser heute warten? Wer wurde abgewiesen? Wer verhielt sich gewalttätig? „Nichts darf hier mehr im Verborgenen bleiben, das Wegschauen in Israel soll durch unsere Arbeit weniger leicht sein“, so Rachel. Die israelische Zeitung *Haaretz*, CNN und BBC – Journalisten aus aller Welt berufen sich auf die Machsom-Berichte als Quelle. Und auch die Soldaten surfen auf der Seite der Organisation – schon mehrmals sprachen Grenzposten Yael darauf an.

Die pensionierte Lehrerin, raspelkurze graue Haare, darauf eine gewaltige schwarze Sonnenbrille, bahnt sich ihren Weg zwischen Betonabsperrungen, Eisengittern und Drehkreuzen. Ruhig, aber bestimmt geht die ein Meter sechzig große Frau auf die Soldaten zu. „Wieso ist der Mann eben festgenommen worden?“, will sie vom Offizier wissen. Doch der tut, als habe er sie nicht gehört. Yael zögert kurz, fragt dann aber nicht weiter. Erst einmal abwarten. Sie will im Hintergrund bleiben. Die Soldaten mit ihren Fragen nicht provozieren. „Das Schlimmste wäre“, erklärt

sie, „wenn die ihren Ärger über uns an den Palästinensern auslassen würden.“

Bis zum Sommer 2001 war Huwwara nur ein kleines palästinensisches Bauerndorf – jetzt steht der Name für einen der berüchtigtsten Checkpoints der Westbank. Huwwara markiert die Hauptverkehrsader zwischen Jerusalem und Nablus, täglich müssen etwa 6.000 Menschen von einer Seite auf die andere. Nablus ist spätestens seit der israelischen Militäroffensive im Frühjahr 2002 ein riesiges Gefängnis: Seither kontrolliert die Armee alle Zugänge der Stadt. Mit ihren rund 300.000 Einwohnern gilt sie als „Hauptstadt des Terrors“: Waffen für die meisten Selbstmordanschläge in Israel stammen aus der palästinensischen Hochburg. Statt Spielzeugautos tragen Kinder hier Plastikgewehre durch die Straßen.

Es war während der zweiten Intifada im Sommer 2001 – die Auseinandersetzung zwischen israelischer Armee und militanten Palästinensern weiteten sich auf ganz Israel aus – als fünf Frauen 'Machsom Watch' gründeten. Scharmützel, hunderte Festnahmen, Tote und Verletzte an den Checkpoints wollten sie nicht mehr dulden. „Die Diskriminierung an den Grenzübergängen ist ein Nährboden für den Hass“, sagt Yael, „ein Hass, der uns Israelis immer mehr bedrohen wird.“ Mittlerweile arbeiten mehr als 400 Frauen ehrenamtlich für die Hilfsorganisation. Täglich versuchen sie, die etwa 530 Westbank-Checkpoints zu überwachen. Bei den „Machsom Watchers“, Machsom heißt auf Hebräisch Checkpoint, engagieren sich die unterschiedlichsten Frauen. „Wir haben wütende Hausbesetzerinnen, passionierte Demonstrantinnen und so ruhige, aber zähe Pflanzen wie uns“, sagt Rachel, die man mit rosa Rollkragenpullover, Dauerwelle und blauem Twinset eher

beim Brunch in einem Tel Aviver Strand-Bistro vermuten würde als in der karg-staubigen Wüstenlandschaft.

Pluralismus hin oder her, in einer Sache sind sich alle Damen einig: Männer sind bei 'Machsom Watch' nicht erwünscht. Die Gründe dafür sind einfach: Sie könnten sich mit den Soldaten solidarisieren, ihre Präsenz könnte die jungen Grenzposten aggressiver machen. Auch den Palästinensern am Kontrollposten fällt es oft leichter, sich Frauen anzuvertrauen. So wie vor zwei Wochen, als Yael und Rachel zwischen einer palästinensischen Familie und den Rekruten vermitteln konnten: Der 17-jährige Sohn trug ein Messer bei sich. Die Aufregung bei den Soldaten war groß. Nach kurzem Verhör kam der Junge wieder frei - Yael hatte seinen Vater benachrichtigt, Rachel die Offiziere besänftigt.

Wieso der geistig verwirrte Jugendliche das Messer bei sich trug, weiß bis heute keiner. Wollte er provozieren? War alles nur Kraftmeierei? „Abends telefonierten wir mit der Familie - allein unser Interesse machte den Vater glücklich“, berichten die beiden nicht ohne Stolz in der Stimme. Stolz, dass sie zumindest im Kleinen am friedlichen Miteinander zwischen Israelis und Palästinensern mitwirken können.

Am Checkpoint ist bleierne Mittagsruhe eingekehrt. Die Sonne knallt erbarmungslos, in der Luft beißender Gestank, direkt neben dem Fußgängerweg verbrennt jemand Müll. Durch die Rauchschwaden stürmt Rami Nazrallah, ein junger palästinensischer Brotverkäufer, auf die Israelinnen zu. Wild gestikulierend erzählt er vom Vortag. Soldaten hätten seinen Brotwagen umgeworfen und seine Sesamringe im Staub verteilt. Rachel legt ihm die Hand auf den fuchtelnden Arm. Dieser Vorfall wirke für Außenstehende harmlos, "aber in der Summe schüren

solche Episoden den Eindruck von Israel als willkürlicher Besatzungsmacht", sagt Rachel. „Dabei leben wir in einer der wenigen Demokratien, in der Großmütterchen wie wir Soldaten auf die Finger gucken dürfen“, verteidigt Yael nun ihr Land. An dem schmalen Fußpfad, der von beiden Seiten mit mannshohen Eisengittern gesäumt ist, stehen heute neben Rami noch zehn weitere fliegende Händler. Aus ihren Bauchläden und auf umgebauten Schubkarren verkaufen sie Brot, Erdnüsse und Obst. Immer mehr Arbeiter, Studenten und Frauen kehren jetzt aus Nablus zurück – der Feierabendverkehr, auf den die Händler gewartet haben. „Den Verlust von gestern muss ich jetzt ausgleichen“, sagt Rami und blickt auf seine mögliche nächste Kundin, eine junge Mutter, ganz in schwarz, die mit ihrem Sohn an der Passkontrolle steht. Schützend schirmt sie ihr Kind ab vor den ungeduldig drängenden Menschen hinter sich. Bis 17.30 Uhr müssen alle, die in israelisch verwaltetem Gebiet zu Hause sind, den Checkpoint passiert haben – Zuspätgekommene sind gezwungen, die Nacht in Nablus zu verbringen, getrennt von ihren Familien.

Auch tagsüber kommt es vor, dass der Checkpoint für einige Palästinenser – insbesondere junge Männer, potenzielle Selbstmordattentäter – verschlossen bleibt. Rachels grell geschminkte Lippen verziehen sich, als sie sich an eine Familie erinnert, die letzte Woche zu einer Beerdigung auf die andere Seite wollte. Alle durften problemlos passieren, nur den 14-jährigen Sohn hielten die Soldaten zurück. „Wir haben mit Engelszungen auf den Commander eingeredet – doch er blieb hart“, so Rachel. Am politischen Hauptargument „Sicherheit“ kommen auch die Friedensaktivistinnen nicht vorbei.

Sicherheit - ein Begriff, der in der israelischen Gesellschaft eine immense Rolle spielt. Während der zweiten Intifada sind rund 1.000 Israelis und 3.500 Palästinenser ums Leben gekommen. An den Checkpoints würden die Leute aber nicht nur nach Sprengstoff durchsucht. „Das Problem ist, dass Mauer und Grenzübergänge die Bewegungsfreiheit der Palästinenser dauerhaft beschneiden“, erklärt sie. Ohne gültige Papiere - die es wiederum nur in israelischem Gebiet gibt - sind Tausende an ihr Haus gefesselt. Der Weg zur Universität, zur Arbeit und ins Krankenhaus bleibt ihnen oft versperrt.

Mit dieser Kritik gehören die beiden Friedenskämpferinnen einer Minderheit an. Selbst ihre Kinder und Enkel belächeln Yael und Rachel bisweilen. Von radikal orthodoxen Juden wird ihnen sogar vorgehalten, sie würden sich mit Terroristen solidarisieren.

Doch gibt es auch unerwarteten Zuspruch: Yaels Ehemann beispielsweise, über 32 Jahre lang Offizier der israelischen Armee, befürwortete von Anfang an ihre humanitäre Arbeit.

„Gerade er weiß, dass die Angst, an Checkpoints getötet zu werden, groß ist - bei Soldaten wie bei Passanten.“ Angst mache aggressiv, so sagt er, die Präsenz der Machsom-Ladies schütze die jungen Kerle vor sich selbst.

Rachel stößt ihre Kollegin von der Seite an. Der bereits vor Stunden Inhaftierte wird von zwei Grenzposten aus der Baracke geführt - die Augen immer noch fest verbunden. Zu Fuß geleiten Soldaten ihn zu einem nahe gelegenen Armeestützpunkt. Rachel fasst sich ein Herz und geht erneut zum diensthabenden Offizier. Der murmelt etwas von einer Liste mit Verdächtigen, mehr ist nicht aus ihm heraus zu bekommen. Yael zückt ihren Block und notiert die wenigen Informationen für ihren täglichen Internet-Bericht.

Gegen Abend fahren sie wieder Richtung Tel Aviv – den letzten Vorfall werden sie von zu Hause aus weiter verfolgen. Der Weg führt vorbei an palästinensischen Dörfern im Tal, vorbei an jüdischen Siedlungen auf Bergkuppen, deren rote Dächer in der tief stehenden Sonne leuchten. Rachel blickt müde aus dem Fenster. Auf Schildern am Straßenrand tauchen nur die Namen jüdischer Siedlungen auf. Mehr für sich als für andere kommentiert Rachel: „Das nennt man wohl infrastrukturellen Imperialismus“.

Es ist kühler geworden. Yael schlingt ihren Schal fest um sich, wie eine Woll-Rüstung gegen das Erlebte. Vieles schwirrt den beiden auf dem Rückweg durch den Kopf. Sollen wir doch mehr intervenieren? Sollen wir offensiver auf die Soldaten zugehen? Yael ist die Erste, die das Schweigen bricht: „Am liebsten wäre mir, wenn wir hier gar nicht mehr gebraucht würden“.

Wencke Bugl/Ariane von Dewitz